

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Dienstag, den 3. April 1832.

40

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 7 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. den N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die Seeräuber.

Ein Heft aus den Tagebüchern eines Reisenden.

Ihm blinkt Trinkgotts Stuf's volle Schale.
Die Götter Thuisfons, von v. Münchhausen.

Seit acht Tagen war ich in dem Seebade in Putbus auf der Insel Rügen, als die Herren von D** und von F*** mir vorschlugen, mit ihnen einen Ausflug zu machen, um von dem hohen Kreideseffen der Halbinsel Jasmund, Stubenkammer genannt, einen Blick auf das freye, an diesem Orte, für das menschliche Auge wenigstens unbegrenzte Meer zu werfen. Ich selbst trug schon lange das Verlangen, nach Hertha's heiligem Hain, und Stubo's schroffer Warte zu wallfahren, und so wurden die Anstalten zu der kleinen Reise bald getroffen.

Der Weg führte uns zuerst am Strande der wogenden und rauschenden See, dann landeinwärts durch eine freundliche, bebaute Landschaft und hierauf über eine schmale Landenge, welche die Halbinsel Jasmund mit dem Haupteiland verbindet. Wir betraten nächstdem einen schattigen Buchenwald, ruhten an einem alten vor Kurzem geöffneten Hühnegrabe und langten, wohlbehalten, in dem kleinen, mit einer gothischen Außenseite geschmückten Einkehrhause an, welches unweit dem jähen Absturze der Meeresküste erbaut, jedoch rings von hohen Buchen umgeben ist.

Freundliche alte Sagen haben hier geheiligte Erinnerungen erhalten. In diesem Bergwald war der alten deutschen Göttinn Hertha, der Menschen Ernährerin, geheimnißvoller Hain*), und auf der nächsten ragenden Felsenspitze ward Stubo**), der freudebringende Trinkgott der Germanen, im Ange-

*) Tacit. de moribus German. c. 40. Nur des Ortes Beschaffenheit ist beschrieben. Der Name der Insel blieb unerwähnt.

**) Stubo oder Stuf war der Trinkgott der alten Deutschen. Stauf bezeichnet in der altdutschen Sprache einen Becher. Stof oder Stube bedeutet in der oberdeutschen Mundart bis jetzt ein Gefäß und auch ein Maas zu flüssigen Dingen, davon Stübchen, welches Wort sehr gebräuchlich ist. S. hierüber Galetti Thüring. Gesch. I. 119. und Heinius Wörterb. d. deutsch. Spr. Th. IV. In dem Vardenalmanach von Gräter und Münchhausen, Neukreutz, 1802 ist der Tag der Verehrung Stubo's, freylich willkürlich, auf den 14. des Lenzmonats (März) angelegt. Der Name des Gottes hat sich außer der Stubenkammer auf Rügen auch noch in der Benennung des

sichte des Meeres verehrt. Spätere Schicksale der Insel ließen die alten deutschen Namen verhallen, doch hat in der Benennung der Stubenkammer, wie der hohe Felsenriff noch immer heißt, das Gedächtniß des heitern Gottes sich für späte Enkel aufbewahrt. Es mag nun Sage seyn oder Geschichte, oder bloße Vermuthung, die an der nordöstlichen Spitze der Insel Hertha's Burg und Stubo's Heiligthum findet, so liegt doch ein tiefer Sinn darin, daß unsere Aeltvordern neben Ceres der Ernährerin, Bacchus den Freudebringer verehrt haben sollen.

So wie wir den Wagen verlassen und in dem hellen, freundlichen Hause unser Mittagessen angeordnet hatten, schritten wir aus dem Schatten der Buchen heraus, auf die Spitze des Ufers, welche der Königsstuhl genannt wird. Von diesem Gipfel der schroffen Stubenkammer übersahen wir das hohe Gestade und blickten weit in das freye, grünleuchtende Meer hinaus, über dem die Winde ruhten, und ein blauer, sonnenheller Himmel sich wölbte. Schimmernde Segel tauchten hin und wieder auf, und verschwanden dann in bläulicher Ferne; Seevögel kreisten mit glänzenden Schwingen in der Nähe des Ufers; sonst war keine Bewegung und Leben in der großen weiten Aussicht, die dennoch anzog und festhielt.

Nachdem wir auf dem Königsstuhle also geruht, und an dem Anblick des Meeres uns erquickt hatten, stiegen wir die unzählbaren Stufen zum Strande hinab. Von hier sieht man zu den Kreidefelsen hinauf, die schroff und gewaltig mit vielen zackigen Pfeilern und Spitzen, wie herabströmendes Wasser dieselben formt und wieder zerstört, senkrecht über den Häuptern der Schauenden emporragen. Von der grünen Flut umspült, liegen dicht am Strande mehrere große Granitblöcke, von denen einer durch seinen Umfang sich auszeichnet und der Waschstein genannt wird. Alle sieben Jahr, mitten im Sommer, erscheint auf ihm, wie die Sage erzählt*), eine schöne Jungfrau, und wäscht ihre leuchtenden Gewänder. Wer sie antrifft und zu ihr: „Guten Tag, Gott helfe!“ sagt, den führt sie zu den in einer Höhle der Uferschlucht verborgenen Schätzen. Dieselbe Schlucht soll auch die Stelle seyn, wo im vierzehnten Jahrhunderte zwey Räuber Störtebeck und Gottfried Borgwardt ihre zusammengeraffte Beute aufbewahrt haben. Die Spuren ihres, vielleicht nur unterirdischen, Baues hat die Zeit vernichtet oder mit Trümmern der Uferfelsen wieder überbaut, indeß ihre Namen in Sagen und Volksliedern**) fortleben.

Dem Waschsteine, auf dem sich uns keine geldspendende Jungfrau zeigen wollte, einen letzten Blick zuwerfend, stiegen wir an Stubo's Felsen wieder empor und wandelten, so wie wir die Höhe erreicht hatten, der Herthaburg zu. Ein ebener, grüner Waldweg zu beyden Seiten von hohen Buchen begrenzt, führt in mäßiger Entfernung vom Einkehrhause und dem Königsstuhl zu dem Nissenbau der Vorwelt. Eine hohe, steile Erdwand, vom Volk noch immer Burgwall genannt, umschließt einen länglich runden Raum, das muthmaßliche Heiligthum der Göttinn. In das Innere desselben gelangt man durch einen breiten Einschnitt in der Wand, so wie eine zweyte Öffnung zum Ufer des nahen, von

Stuben- oder Stufenberges am Harz und andern deutschen Berghöhen erhalten, worüber ein Mehreres in Gutschmuths „deutsches Land“ nachzulesen ist.

*) S. der Reisegesellschaft auf Rügen von C. v. Berlin, 1823, Seite 62.

**) Der Anfang eines Volksliedes ist in dem genannten Gesellschaftler für Rügen eingedrückt.

hohen Bäumen umkränzten See hinausführt, welcher der schwarze See genannt wird.

Die Einsamkeit des Ortes, die umringenden Erdwände einer unbekanntem nur errathenen Vorwelt, die darüber hinausschenden Wipfel, die dunkle Farbe des im hohen Baumschatten ruhenden Sees, die durch Sage, Lied und Geschichte aufgeregte Einbildungskraft, erwecken einen geheimen, unwillkürlichen Schauer. Wer in einer mond hellen Nacht, mit lebhaft beschäftigten Gedanken hier einsam umherwandeln sollte, dem würde vielleicht der verhüllte Wagen der Göttinn erscheinen, wie ihn Tacitus beschreibt. „Bespannt mit Stieren fährt er durch's Land, und die Göttinn wird mit frohen Liedern und tiefer Verehrung empfangen. Die Kriege ruhn, alle Waffen werden verborgen, bis der Priester seine Gottheit, wenn sie den Besuch der Menschen beendet, in ihr Heiligthum zurückbringt. Dann wird der Wagen, die Decke desselben und das heilige Bild der Gottheit in einem den Menschen verwehrten See gewaschen und diejenigen Knechte, welche das Bild mit den Händen berührt haben, verschlingt die Welle.“

Uns ward dieß Gesicht nicht. Wir umgingen den Wall, stiegen zum See hinab, dachten an Hertha und sprachen von der alten germanischen Vorzeit. Ein vom Wirth des Einkehrhauses gesandter, sehr eiliger Bothe unterbrach unterdeß unsere antiquarischen Erörterungen. Er brachte uns die Nachricht, daß der Suppennapf bereits auf dem Tische dampfte, und so geriethen wir aus längstvergangenen Zeiten in die frischeste Gegenwart. Es versteht sich, daß wir uns ungesäumt auf den Rückweg machten, und so nah ist die Herthaburg von dem gastlichen Hause, daß wir am Tische saßen, ehe Suppe und Brey kalt geworden waren.

Hier lenkte sich das Gespräch von Hertha ab, auf Stubo. Um uns in seinem Heiligthum auf eine würdige Weise zu benehmen, hatten wir uns nicht auf die Vorräthe verlassen wollen, die in den Kellern seines Felsens gegenwärtig aufbewahrt werden. Daher hatte jedweder von uns sich schon in Putbus mit Flaschen versehen, deren Inhalt nach Gattung und Jahrgang ihm zusagte, und so blinkte und duftete in grünen Gläsern ein des alten Stubo würdiger Firnenwein aus Rüdesheim, Nierenstein und von dem nie genug zu preisenden Johannisberg. Es ward hiebey über die Rheinweine mit Sachkenntniß und Erfahrung discutirt und hätte der nunmehr verschollene Trinkgott der alten Deutschen uns zuhören können, er hätte sich gefreut zu erfahren, wie weit es das jetzt lebende Geschlecht in Würdigung seiner Gaben gebracht hat. Mehr aber als gesprochen, ward getrunken, und so geschah es, daß wir sehr lange bey Tische blieben, ja als die Erzeugnisse der Kochkunst des Wirthes ihr Ende erreicht hatten, ward auf den freyen Platz vor dem Königsstuhl ein mit Flaschen und Römern beschwerter Tisch hinausgebracht und die duftenden Trinkopfer fortgesetzt. So hoch stieg dabey der Jubel, daß, als nichts mehr in den grünen Flaschen und in den grünen Gläsern übrig war, dieselben klirrend den Felsen hinab in das gleichfalls grüne Meer geworfen wurden.

Der Abend begann bereits die dunkle Flut noch dunkler zu färben, als wir aufbrachen, um noch vor Nacht Putbus zu erreichen. Indessen die Dunkelheit sank rasch herab, und da unsere Entschlüsse von uns selbst abhingen, beschlossen wir die Nacht unterwegs in dem Städtchen Sagard zuzubringen. Nachdem unser Wagen über ein schlechtes Straßenpflaster mühsam hinrollend, an

der Thüre eines Gasthauses still gehalten, das uns wie ein Eckhaus an einem Marktplatz erschien, wurden wir an der niedrigen Luftentreppe von einem gesprächigen Wirth mit freundlicher Bereitwilligkeit aufgenommen, welches nicht anders zu erwarten war, da wir, nach dem frohen Feste auf Stubo's Felsen, insgesammt und besonders meine Reisegefährten so aussahen, als ob wir mehr bezahlen, als verzehren würden. In dem Gastzimmer rechts vom Eintritt ins Haus saßen mehrere Gäste, die auch ein kleines Fest zu Ehren Stubo's zu feyern schienen, doch der Wirth führte uns an diesen vorüber in ein zweytes Zimmer, das gerade aus lag, und Merkwürdigkeiten anderer Art in sich aufbewahrte. In zwey Glaskränken hatte er hier allerhand naturhistorische und antiquarische Seltenheiten ausgestellt. Unserer etwas stumpfen Neugierde zuvorkommend, wies er uns, nachdem das Abendessen bestellt worden war, verschiedene auf der Insel gefundene Versteinerungen, Muscheln, alte hermundurische Streitärte, Urnen, Grabeslampen u. s. w. Da er bey mir für diese Ueberreste und Erbstücke längst verblichener Altvordern größere Aufmerksamkeit fand als bey meinen Reisegefährten, ward er um so gesprächiger gegen mich, und veranlaßte mich dadurch Fragen zu thun, welche wiederum ihn in Verlegenheit zu setzen schienen, da er Mineralog, Zoolog und auch Gastwirth war. In dieser letzten Eigenschaft vielleicht, schlug er mir vor im Nebenzimmer die Bekanntschaft eines Mannes zu machen, der mir über die historischen Alterthümer Rügens die beste Auskunft geben würde, und da ich mich hiezu sogleich bereitwillig zeigte, führte er mich in das eben bezeichnete Seitengemach. Ich fand darin eine rauchende, trinkende, durch einander discuirende Gesellschaft, welche sich um die Ankunft eines Gastes mehr, wenig kümmerte. In einer Ecke saß ein kleiner, hagerer, bleicher, kahlköpfiger Mann, in einem abgetragenen schwarzen Rocke, der eine Pfeife Tabak rauchte, Bier trank, und dem wirren Gespräch zuzuhören schien, ohne Theil daran zu nehmen.

„Herr Magister,“ fing der Wirth zu ihm gewendet an, „hier ist ein reisender Herr, der unsere Rügenschen Alterthümer beachtet, und mehr davon wissen will, als ich zu erzählen weiß. Ich führe ihn zu Ihnen, da Sie hierüber die vollständigste Auskunft geben können.“

Der kleine Mann erhob sich von seinem Sitze, grüßte mich in einer Art, der man es ansah, daß ihm in der Welt das Loos langer Abhängigkeit beschieden gewesen und sagte zu mir mit dem stillen Lächeln bescheidener Armuth: „Was ich weiß, damit will ich gerne dienen, und da es wenig genug ist, bin ich sicher nicht viel Langeweile zu machen. Unser Sagard verdient wohl, wenn der Weg gerade darüber führt, von Reisenden bemerkt zu werden. Schon der Name erinnert an Asgard, die heilige Burg der drey göttlichen Asen, und kann davon herrühren.“

Ich muß gestehen, daß ich etwas zusammenfuhr, als der Magister von Asgard, oder Usgard, und den drey Asen der nordischen Götterlehre zu reden anfing, denn ich befürchtete, er würde nun auch vom großen Eisriesen Ymir und seiner Ernährerin der Kuh Audumbla erzählen, und wie aus deren Eutern vier große Milchströme entsprungen sind, an deren Ufern sich die Nachkommen Ymirs angebaut und Menschen hervorgebracht haben. Mein schwarzgekleideter Freund, der eine ängstliche Bewegung an mir bemerkt haben mochte, fuhr indes also fort: „Glauben Sie nicht, daß ich Sie auf den nicht unfruchtbaren, aber bis jetzt fast gänzlich unbebauten Boden scandinavischer oder gothischer My-

thologie hinausführen will. Dieses Feld bedarf noch eines fleißigen geistvollen und erfinderischen Bearbeiters, um dann für die Geschichte des deutschen Volkes und hauptsächlich für die deutsche Dichtkunst, die reichsten Früchte zu tragen. Eine solche Aufgabe war zu schwer für mich, und ich habe mich begnügt, die Vergangenheit der kleinen Insel zu erforschen, welche meine Heimat ist.“

Die gutmüthige und bescheidene Weise, womit der Magister diese Worte sagte, nahmen mich für ihn ein und ich entgegnete, daß auch ein kleiner Landstrich großer Aufmerksamkeit werth seyn könne, wovon die Geschichte viele Beyspiele aufstelle.

„Die Geschichte unserer Insel,“ erwiederte er, „bewegt sich, so zu sagen, im Schlepptau der Geschichte größerer Länder, zu denen das Eiland in einer gegebenen Zeit gehört hat. Selbständiger aber ist Kügen als die Heimat mannigfacher Sagen; die abgeschiedene Welt einer Insel eignet sich zur Erhaltung der mündlichen Überlieferungen aus der Vorzeit.“

„Wir feyerten heute,“ bemerkte ich, „eine solche alte Überlieferung. Wir kommen von Stubo's Felsen und haben dort dem alten Gott zu Ehren, alten deutschen Wein getrunken.“

„Die Stubenkammer,“ sprach der Alte, „verherrlichen Sagen aus alter und mittlerer Zeit. In der dichten Waldung, die sich von dem Rande des Meeresufer's landeinwärts zieht, trifft man auf Hühnenbetten und Denksteine, deren Bedeutung nur Vermuthungen und Sagen aufklären. Diese Riesenmassen liegen unverrückt in ihrer uralten Schichtung, andere beweglichere Reste der Vorzeit sind vielfach nach andern Orten weggebracht worden. So ist am Fuße der Stubenkammer vor einigen Jahren ein alterthümliches eisernes Thürschloß gefunden worden, das Sie vielleicht in der Sammlung des Wirths gesehen haben. Es soll den Deckel der Höhle oder des Lochs verschlossen haben, in welcher der Seeräuber oder sogenannte Vitalienbruder Störtebeck seine Schätze aufbewahrte.“

„Demnach,“ bemerkte ich, „knüpft sich die Sage von den Seeräubern an etwas wirklich Vorhandenes, da sogar Schlösser gefunden werden.“

„Wie meist immer,“ entgegnete der Magister mit scherzhaftem Wortspiel, „sey es das ruinierte Bergschloß eines Ritters, oder das zerbrochene Vorhängeschloß eines Räubers, die Sage mag ihre Überlieferungen mit altem Mauerwerk oder rostigem Eisen belegen.“

„Aber ist vorauszusetzen,“ wandte ich ein, „daß Seeräuber an einem offenen, nackten Seestrande, ohne Bucht und Einfahrt ins Land, eine Niederlassung errichtet haben sollten, besonders hier auf der Insel, wo viel bequemere Ankerplätze zu finden sind?“

„Dieß ist auch nicht meine Meinung,“ versetzte der Magister. „Erlauben Sie mir vorerst ein paar Worte über jene Seeräuber zu sagen. Sie hießen Vitalienbrüder und waren gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts während der Kriege entstanden, die die Königin Margaretha von Dänemark mit dem Könige Albrecht von Schweden führte. Die Herzoge von Mecklenburg, dem königlichen Hause in Schweden blutsverwandt, leisteten ihm kräftigen Beystand gegen die dänischen Angriffe. Sie versorgten die schwedische Heere mit Kriegsbedarf und Lebensmitteln, und die von den mecklenburgischen Städten in dieser Absicht ausgerüsteten Seeleute wurden daher Vitalienbrüder genannt. Im Verfolg des Krieges arteten indeß diese Bundesgenossen in heimatlose Corsaren

aus. Mit gewaffneter Hand bemächtigten sie sich der Insel Gothland, deren Lage mitten zwischen besuchten Seehäfen ihren Absichten günstig war, verstärkten sich durch Abenteurer aus den umringenden deutschen Küstenländern und bildeten zuletzt einen Raubstaat, mit dem der Prinz von Schweden, Königs Albrecht Sohn, sogar in Verbindung trat. Der Handel auf der Ostsee litt durch ihre Unternehmungen über alle Maßen, so daß der Hochmeister des deutschen Ordens in Preußen, Conrad von Jüngingen, die Kaufherren in Danzig, Elbing und Königsberg schützend, eine beträchtliche Flotte ausrüstete, und Ritter Conrad von Viberau mit einem Heere nach Gothland hinübersandte. Die Insel ward erobert, die Niederlassungen und die Schiffe der Seeräuber vernichtet, ihre Anführer und vorzüglichsten Genossen mit dem Schwerte hingerichtet. In die Zahl derselben gehörten, außer solchen, die nicht mehr bekannt sind, zwey Eingeborne der Insel Rügen, deren Namen: Störtebeck und Gottfried Borgwardt, sich im Munde des Volkes bis jetzt erhalten haben. Es ist nun keineswegs zu vermuthen, daß diese Männer und ihre Genossen am offenen Strande der Ostsee, ohne von irgend einer Bucht geschützt zu seyn, einen Aufenthaltsort für ihre Schiffe gesucht haben können, dagegen läßt sich aber wohl voraussetzen, daß sie an der einsamen, unbesuchten Küste, an welcher das Land nicht einmal ganz leicht ist, einen heimlichen Schlupfwinkel angelegt hatten, um in den Zeiten der Gefahr sich selbst, überhaupt aber ihre Schätze zu verbergen, deren Anhäufung in Gothland vielleicht aus mehr als einer Rücksicht ihnen nicht besonders sicher schien. Auch hat sich die Sage von einer von ihnen entführten Jungfrau erhalten, die noch alle sieben Jahre auf dem sogenannten Waschstein erscheinen soll.“

Diese kritisch-historischen Erörterungen über die Vitalienbrüder und ihre Schätze begannen mir langweilig zu werden, als der Gastwirth den Fluß der historisch-antiquarischen Rede, den ich aus Gutmüthigkeit nicht hemmen mochte, mit der Anzeige unterbrach, daß das Abendessen im Nebenzimmer bereits aufgetragen sey, und daß meine Reisegefährten auf mich warteten.

„Kommen Sie Herr Magister,“ sprach ich, „seyn Sie mein Gast. Wir wollen über Tisch noch ein mehreres über die Vitalienbrüder und die Hühnengräber sprechen, und dabey nicht vergessen zu Stubo's Gedächtniß, als nicht unwürdige Nachkommen seiner alten Verehrer, eine Flasche Rheinwein mitsammen zu leeren.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Mailand, im Februar 1832.

Ich möchte Ihnen, theuerster Freund, gerne recht Vieles über die Carnevalsstagnation schreiben, aber sie währt nun bereits über ein Monat, und bietet dennoch so wenig Abwechslung und Mannigfaltigkeit dar, daß ich immer auf das noch Kommende wartend, Anstand nahm, in meinen bisherigen Mittheilungen für die Wiener Zeitschrift fortzufahren. Ohnehin hören diese, wie Sie bereits wissen, mit diesem Monate auf, da mich mein Beruf wieder aus dem schönen Mailand führt, und ich daher nicht länger mehr das Vergnügen haben kann, Sie und Ihre Leser über das hiesige Leben und Streben nach meiner Weise zu unterhalten. Zwar ist dafür gesorgt, daß von nun an die Hauptstadt der Lombardie, dieses zweyte Paris, wie es Einige nicht mit Unrecht nennen, ihren fortwährenden Correspondenten für die Zeitschrift haben wird, der, als ein Mann von Geschmack und Umsicht, seinen Lesern stets nur dasjenige bekannt geben wird, was sie in der That zu interessiren vermag; indessen hätte ich doch

gerne noch selbst zum Abschiede etwas in Reserve behalten, was sich zu einem geistigen Valerischmaufe geeignet hätte, wo man seinen Freunden noch zu guter Lecht das Beste aufküscht, was Küche und Keller darbieten. Das wird aber, wie gesagt, leider nicht seyn können, denn mit der Kost von Neuigkeiten sieht es, trotz der vielen Theater, die sich Abend für Abend den Schaulustigen aufthun, hier seit einiger Zeit sehr betrübt aus. Die Hauptquelle aller Freude, die Scala, versucht es noch immer, den traurigen Corsaren Paccini's bey dem Publicum beliebt zu machen, das aber nichts davon hören will, obchon man die Oper jetzt wenigstens um ein Drittheil abgekürzt hat. Paccini kannte doch von andern Orten, z. B. von Rom her, schon aus Erfahrung das Mißgeschick, das diesem seinem verunglückten Werke von Kennern, und selbst von Laien bevorsteht, die ein gesundes Ohr, ein richtiges Gefühl und nicht gerade so viel Geduld haben, als dazu gehört, um eine langweilige Oper durch alle Nummern der Partitur mit immer steigendem Mißmuthen zu verfolgen. Ich bedauere nur unsere arme Schüh, die sich fast täglich mit der schweren Aufgabe plagen muß, dasjenige schön zu machen, was sich nun einmal nicht mehr schön machen läßt, weil es aller ursprünglichen Elemente des Schönen entbehrt. Dabey hat sie wirklich zugleich einen so anstrengenden Part, daß diesem die Gesundheit der zarten Frau unmöglich für die Länge gewachsen seyn kann. Ich wünschte übrigens recht sehr, daß die Wiener diese ihre Landsmänninn wieder einmal zu hören befämen. Sie ist nun eine vollständig herausgebildete Künstlerinn und hat alle Ansprüche, sich den Besten des dramatischen Gefanges anzureihen. Ihre Stimme gehört an Metall und Schmelz zu den wohlklingendsten, welche ich jemals gehört habe, und sie besizt den Umfang derselben in ihrer vollen Gewalt. Auch ist sie bey den Mailändern, trotz des dießmaligen Mißgriffes in der Wahl, die ihr freylich nicht frey gestellt war, noch ganz so beliebt, wie im vorigen Jahr. Hoffentlich wird sie ihr ausgezeichnetes Talent bald mit einer zweckmäßigeren Parthie in ein vortheilhafteres Licht zu setzen trachten, und dann vermag man ihr, ohne ein Prophet zu seyn, im Voraus zu dem glänzendsten Erfolge Glück wünschen, der sie erwartet.

(Die Fortsetzung folgt.)

K. K. Hoftheater nächst der Burg.

Gastdarstellungen des Hrn. Lang vom königl. Hoftheater zu München, als Heinrich in Koberger's „Grafen von Burgund“ und als Philipp von Montenach in desfelden Verfassers „Johanna von Montfaucon.“

Hr. Lang hat durch die Wahl der Rollen, in denen er bisher vor dem Publicum unserer Hofbühne aufgetreten ist, den Standpunct ausgesprochen, welchen er auf der Stufenleiter seiner theatralischen Laufbahn einnimmt, und auf welchem wir ihn denn auch zu betrachten haben, als einen Anfänger, der eigentlich mehr durch das, was er zu werden verspricht, als durch das, was er ist, interessiren kann. Wohl bedarf ein jugendliches Talent, selbst auf Kosten der strengeren Gerechtigkeit, der Aufmunterung von Seiten des Publicums, wenn es muthig und vertrauend weiter schreiten soll, es verdient sie auch, und doppelt, wenn es dem Eifer noch Bescheidenheit zugesellt; allein, aufrichtig gesprochen, sollte es doch nur der Heimat vorbehalten seyn, die Studien des angehenden Bühnenkünstlers mit Nachsicht, oder, wo er an seinem Plaze ist, mit Beyfall zu begleiten, und ihn so, gleichsam herangebildet und erzogen, dem strengeren Gerichtschofe des Auslandes entgegenzuführen. Mit andern Worten, Gastspiele auf fremden Bühnen, und namentlich solchen, die als die tonangebenden im deutschen Vaterlande gelten, sollten allein das Vorrecht und der Lohn solcher Künstler bleiben, welche ein ehrenvolles Tagebuch geprüfter und anerkannter Resultate als Empfehlungsbrief mitbringen, und die gastliche Aufnahme am fremden Herde mehr mit tüchtigen Erfolgen, als mit ungewissen, oft trügerischen Hoffnungen für die Zukunft bezahlen können. Wir wollen diese allgemeine Bemerkung, zu der die neuere Erfahrung uns so häufige Belege gab, zwar nicht in ihrer ganzen Ausdehnung auf unsern Gast anwenden, können aber doch die Meinung nicht unterdrücken, daß es für die künstlerische Laufbahn des Hrn. Lang gewiß rathsam wäre, noch eine Zeitlang mit ferneren Gastspielen zu warten, und durch eine fleißige Benützung guter Vorbilder, sich in den Tagen der Aussaat für die Zeiten der Ernte vorzubereiten. Auch scheint ihm eine solche Bildungsschule nothwendig, wie sie ihm bisher unlängbar wohlthätig gewesen ist, indem wir in seinem Spiele keineswegs Gewandtheit und Bühnenkenntniß, die Früchte der Übung und des Beobachtens, wohl aber jene schöpferische Eigentümlichkeit vermist haben, jenes Kennzeichen

des selbstständigen Genies, das, sich selber Lehrer und Vorbild, in der Form oft irren, und sich vergreifen mag, den Geist der Aufgabe aber immer treffen, ja wo diese vom Dichter allzu niedrig gestellt war, eine neue, höhere sich schaffen wird. Von solchen, im Feuer der Jugend und Leidenschaft wohl natürlichen Irrungen müssen wir das Spiel unsers Gastes vollkommen frey sprechen, dagegen aber seine Mäßigung und Selbstbeherrschung loben, wie sie es verdienen, und uns in schuldiger Anerkennung halten an jene zwar etwas kalte und kalt lassende, aber immer correcte Mittelmäßigkeit, die zwar nie etwas verdirbt, aber auch selten etwas mehr als gut macht, die getreulich wiedergibt, was sie empfing oder vorfand, aber kein geistentstammtes Gebild aus eigener Werkstatt hervorgehen läßt. Es soll in diesen Worten kein Vorwurf für den jungen Darsteller des Heinrich und Philipp liegen; man kann eine Rolle recht tadellos und vollkommen fehlerfrey spielen, man kann sich zu einem sehr brauchbaren Schauspieler herausbilden, ja manche Parthien, gleichsam durch einen glücklichen Instinct geleitet, oder zufällige Persönlichkeit unterstützt, vortreflich wiedergeben, ohne deswegen auf den Ehrenplatz unter den Auserwählten Anspruch zu machen. Das werden überhaupt nur wenige aus der großen Menge können; mit denjenigen aber, welche nicht zu jenem engeren Ausschusse berufen sind, hat man alle Ursache zufrieden zu seyn, wenn sie durch bescheidenen, nie ermattenden Fleiß dem Fluge des schaffenden Genies von ferne nachzustiegen, und somit von ihren Vorbildern das zu lernen trachten, was überhaupt in der Kunst erlernbar ist. Diese Mühe hat Hr. Lang sich ohne Zweifel gegeben, und, wenn wir nach dem Erfolg seiner hiesigen Leistungen urtheilen, nicht vergeblich; nur wäre es sehr zu wünschen, daß der, zwar nicht allgemeine, aber von ein paar enthusiastischen Bewunderern desto lärmender gezollte Beyfall ihn nicht heirren möge im fleißigen und anspruchlosen Fortstreben, damit seine Darstellungen, außer der besonnenen, aber doch auch marklosen Correctheit, immer mehr ein geistig unterschiedenes, charakteristisch mannigfaltiges Leben gewinnen. Der Rollen, wie die des Heinrich und Philipp, die einander so gleich sehen, und an und für sich leer und eintönig genug sind, ist eine solche Befruchtung von Seite des Darstellers doppelt unerläßlich, wenn dieser ihre Gehaltlosigkeit nicht selbst entgelten soll, und wir verlangen ein sehr gesundes, kräftiges Bild heiterer Jugendfrische, um die Flachheit der beyden Charaktere, wie der Stücke überhaupt, erträglich zu finden. Die genannten Eigenschaften haben wir an unserm Gaste zwar nicht gänzlich vermisst, aber doch auch nicht im hinlänglichen Maße vorhanden, mitunter sogar durch eine gewisse weinerliche Sentimentalität ersetzt gefunden, die gerade am wenigsten in den Kreis eines feurig bewegten Jünglingslebens hineingehört. Allein wir bescheiden uns gern, unser Urtheil über Hrn. Lang nach den beyden ersten Rollen abzuschließen, indem wir voraussetzen, daß seine Fähigkeiten sich in Charakteren, wo die genannten Eigenschaften minder unentbehrlich sind, noch entschiedener und erfolgreicher entfalten werden. Hr. Lang dankte mit Bescheidenheit für die ihm jedesmal zu Theil gewordene Ehre des Hervorrufens, jenes herkömmliche Zeichen wohlwollender Gastfreundschaft, mit welchem das Publicum Wiens Fremde an seinem Herde begrüßt.

Große musicalische Akademie.

Zum Vortheile des Pensionsinstitutes für Witwen und Waisen
der Tonkünstler.

Die Gesellschaft der Tonkünstler gibt sich die Ehre, einen hohen Adel und das verehrungswürdige Publicum zur musicalischen Akademie im Hoftheater nächst der k. k. Burg am 6. April geziemend einzuladen; an welchem Tage das von Joseph Haydn in Musik gesetzte Oratorium:

Die Schöpfung

aufgeführt wird. Das Nähere wird der Anschlagzettel enthalten.

(Mit Nr. 14 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickl.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.